

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von
Burton E. Steffenon.

37. Fortsetzung.

Nachdruck verboten

„Ich muß gestehen, daß auch ich mit derartige Gedanken machle — daß ein Verbot in mir aufsteigt, daß Gottes Willen zum Karren halte.“

Godfrey lächelte, als er den Ausdruck unserer Gesichter bemerkte.

„Ich begab mich heute morgen zur ‚Savoie‘, sagte er. „Ich verheißte Herrn Pigot die Erlaubnis der vergangenen und hat ihn, die zu Zusammenkunft beizumachen. Er war so lebenswichtig, ein umhüllendes. Ich ge-e Ihnen die Versicherung,“ sagte er hinhin, als er Godfrays misstrauischen Blick bemerkte, „daß die er Herr nun tatsächlich Herr Pigot vom Pariser ‚Serdwick de Saville‘ ist und nicht Crocard.“

„Geh,“ sagte Pigot. „Ich bin es selbst — und höchlich bedauert darüber, daß ich in die Falle gegangen bin, die mir Crocard gestellt hat. Aber er ist ein äußerst geschickter Mann.“

„Es war wirklich eine fabelhafte Verleumdung,“ sagte ich. „Mehr als das — eine wahre Verleumdung.“

„Crocard hat Gelegenheit ge-ah, mich zu studieren,“ erklärte Pigot trocken. „Und er ist ein Künstler in allem, was er unternimmt. Aber ich werde ihn schon einmal erwischen — der Krug geht so lange zum Brannen, bis er bricht. Ist seine Bestimmung nicht vorhanden, ihn hier in New York zu erreichen?“

„Ich fürchte nein,“ sagte Godfrey. „Sehen Sie nicht zu übereinstimmend,“ fiel Godfray gewichtig ein. „Ich bin noch nicht an Ende meiner Kräfte — nein, in seiner Weise.“

„Erlauben Sie mir, Sie mit den Herren bekannt zu machen, Herr Pigot,“ sagte Godfrey. „Herr Godfray, der Chef unserer Geheimpolizei war, Herr Simmonds, ein Mitglied seines Stabes, Herr Lester, Anwalt und ein Freund von mir, Herr Shearwood, mein eigener Anwalt. Die Herren Godfray Simmonds und Lester,“ fügte er offenerhitzig hinzu, „waren heute nacht anwesend, als Crocard das Schränkchen öffnete.“

Godfray erzählte sichtlich, und sogar ich verspürte die Wärme, die mir in den Kopf flog. Pigot betraugte uns mit sichtlichem Selbstgefühl.

„Es muß ein sehr interessantes Schauspiel gewesen sein,“ sagte er. „Crocard an der Arbeit zu sehen. Ich habe leider nie Gelegenheit dazu gehabt. Ich bedauere nur, daß ihm keine Fährte so gut gelungen ist.“

„Ganz besonders,“ sagte ich hinzu, „weil er die Michaelowitsch-Diamanten mitgenommen hat.“

„Bevor wir uns die er Seite des Falles zuwenden,“ fragte Godfrey lächelnd, „mache ich Ihnen, Herr Pigot, einige Fragen stellen, um kleinere Einzelheiten aufzuklären, die Sie jetzt noch dunkel sind. Ist es richtig, daß der Diebstahl der Michaelowitsch-Diamanten von Crocard begangen wurde?“

„Zweifellos. Kein anderer Dieb in Frankreich wäre fähig dazu gewesen.“

„Ist es auch richtig, daß man ihm direkt nichts nachweisen konnte?“

„Auch das ist richtig. Er hatte seine Vorbereitungen so sorgfältig getroffen, daß wir ganz außerstande waren, ihn zu überführen, wenn wir nicht geradezu die Diamanten in seinem Besitz fänden.“

„Und das gelang Ihnen nicht?“

„Nein. Wir konnten keine Spur der Juwelen entdecken, trotzdem wir überall unsere Nachforschungen danach anstellten.“

„Und von dem Besizer Schränkchens und seinem Geheimnis war Ihnen nichts bekannt?“

„Nein, davon wußten wir nichts. Ich muß mir dieses Schränkchen einmal ansehen.“

„Es ist sehr lebenswichtig. Und es hat auch historische Bedeutung. Aber es war Ihnen natürlich bekannt, daß Crocard verurteilt wurde, seine Diamanten hier in Amerika auf den Markt zu bringen?“

„Wir wußten, daß er den Versuch unternommen würde, und wir waten alles, was in un-er Macht lag, um es zu hinter-irden. Wir misen besonders Ihre Polizeibehörden an, das Gepäck aller der Personen einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, die ihnen nicht persönlich bekannt waren.“

„Die Zollbehörden haben Ihre Pflicht getan,“ sagte Godfrey lächelnd. „Es haben das ganze Land in Erfahrung gebracht. Aber die Diamanten fanden doch ihren Weg. Denn ein Schränkchen, das von einer so bekannten und über allen Bedacht erhaltenen Persönlichkeit wie Herr Vanne eingeschifft wurde, ward ohne nähere Untersuchung durchgelassen.“

„Ja,“ sagte Pigot ein wenig bitter. „Das war ein ausgezeichneter Plan. Und jetzt kann Crocard zweifellos die Diamanten nach Belieben verkaufen.“

„Wenn Sie eine gute Beschreibung derselben haben, kann er es nicht,“ meinte Godfray. „Ich werde ausdrücklich jeden Händler im Lande davor warnen, ich werde meine ganze Mannschafft mit der Sache beauftragen, ich werde den Direktor Willie bitten, mich einige von seinen Leuten abzurufen.“

„D, es ist gar nicht nötig, daß Sie sich so anstrengen,“ fiel Godfray in nachdrücklichem Tone ein. „Crocard wird sie nicht verkaufen wollen.“

„Nicht verkaufen wollen?“ wiederholte Godfray erstaunt. „Aus welchem Grunde?“

„Weil er sie gar nicht hat,“ antwortete Godfrey und lächelte mit augenscheinlich herzlichster Freude über Godfrays verblüffte Miene.

„Ich wußte,“ sagte dieser würdige Mann ärgerlich. „Ich möchte wissen, wo er sie hat, wenn er sie nicht hat.“

„Ich habe sie,“ sagte Godfrey und wußte mit jenem Arm die Papeterie von meinem Tisch herab. „Breite dein Taschentuch aus, Lester!“ — Ich gehorchte verblüfft. Er griff nach seinem Bebermüppchen, öffnete es und leerte feines funkelnden Inhalt auf den Tisch. — Hier,“ sagte er, indem er sich an Godfray wandte, „sind die Michaelowitsch-Diamanten.“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Einen Augenblick betrachteten wir, starr vor Verblüffung, das glühende Häufchen. Dann sprang Godfray mit einem unartikulierten Schrei auf und packte eine Handvoll der Diamanten, wie er sich zu überzeugen, daß es wirklich die Steine waren und keine Ercheinung.

„Ich verleihe nicht,“ flammelte er. „Haben Sie denn Crocard auch erw. h.?“

„Nein,“ erklärte Godfrey. „Soll das heißen, daß er seinen Raub freiwillig herausgegeben hat?“

Die gleiche Frage schwebte auch mir auf den Lippen. Wenn Godfray Crocard ernstlich und die Diamanten wieder erlangt hatte, ohne daß es zu einem Kampfe auf Leben und Tod gekommen war, so mußte dieser geriebene Gauner doch weniger geschicklich sein, als ich angenommen hatte.

„Nein lieber Godfray,“ sagte Godfrey, „ich habe Crocard seit dem Augenblick, wo Sie ihn vom Dampfer abholten, nicht mehr gesehen. Ich würde ihn gejagt haben, wenn Sie mich durch Simmonds hätten holen lassen. Ich mußte, daß er heute kommen würde.“

„Was, Sie wußten, daß er heute kommen würde,“ wiederholte Godfray nachsichtig. „Wie konnten Sie das wissen — oder ist es nur blauer Dunst?“

„Ich mußte, daß er kommen würde,“ sagte Godfrey kurz, „weil er es mir ge-ahen hatte.“

Pigot ließ ein trockenes Lachen hören. „Das ist ein Neugierstreich von ihm,“ sagte er, „und er hält immer ein Wort.“

„Der Fehler war,“ sagte Godfrey fort, „daß ich ihn nicht so früh am Tage erwartete, und so konnte er mich auf die Fährte einer Senation legen, die gar nicht existierte. Das war mein Herinleiten. Aber ich entdeckte das geheime Fach bereits vor zehn Tagen — als das Schränkchen noch bei Vanne stand — an den gleichen Abend, wo die verheiratete Dame ihre Besuche hielt. Es war so seine Kunst. Ich bin erstaunt, daß du nicht daran gedacht hast, Lester.“

„Woran gedacht?“ fragte ich. „An den Schließel des Schränkchens. Das Fach mit den Briefen war auf der linken Seite des Schränkchens. Ich dachte mir sofort, daß noch ein zweites vorhanden sein mußte — auf der rechten Seite und in der gleichen Höhe zu öffnen.“

„Das dachte ich mir nicht,“ sagte ich. „Und auch heute noch.“

„Denke doch darüber nach, Lester,“ unterbrach mich Godfrey. „Warum wurde Drouet getötet? Weil er die falsche Schließelade öffnete. Er drückte auf die Federn an der rechten Seite, statt auf die an der linken. Die falsche Lupe muß geglaubt haben, daß ich das Fach auf der rechten Seite auf der linken Seite beand. Die er Irrtum konnte sich sehr leicht bilden, weil ihre Herrin ihr zweifeltlos den Rücken zulehrte, als Julie sie das Geheimnis öffnen sah. Der Verdacht, daß Julie sich irrte, ward dadurch befestigt, daß sie auch Vanne die rechte Kombination zeigte — er wurde ja auch getötet. Außerdem ließ die verheiratete Dame selbst eine Benennung fallen, welche den ganzen Hergang erklärte.“

„Ich habe sie nicht gehört,“ sagte ich kleinlaut. „Was war es denn für eine Benennung?“

„Sie ist immer gewandt gewesen, die linke Hand zum Öffnen des Faches zu benutzen, nicht die rechte. Nun war der letzte Zweifel der verschwunden. Dieser entdeckte ich die Lade auf die einmüchtige Weise. Sie mußte ja vorhanden sein.“

„Ja,“ sagte ich, „und dann?“

„Dann holte ich die Diamanten heraus, trug sie zu einem Händler von nachgemachten Diamanten und ließ sie so genau als irgend möglich nachahmen. Es war sehr schwierig, eine genaue Kopie die es großen Michaelowitsch zu erhalten.“

Er suchte ihn aus dem Häuschen heraus und hielt ihn zwischen zwei Fingern in die Höhe. „Ein wundervolles Stück, nicht?“ sagte er. „Pigot lächelte trocken.“

„Es ist der Marzarin,“ sagte er, „drei Millionen Franken wert. Im Louvre befindet sich eine Kopie davon.“

„Das ist all zu wahr?“ fragte ich. „Crocard hat uns die Geschichte erzählt.“

„Fraglos wahr,“ sagte Pigot. „Es ist kein Geheimnis — nur hat jedermann den Hergang vergessen.“

„Allo,“ fuhr Godfrey fort, „nachdem ich die Nachbildungen erhalten hatte, verpackte ich sie in die Baumwolle und legte sie in die Schließelade, wobei ich vorsichtig genug war, den Marzarin zuunterst zu legen, wie ich ihn vorgeand hatte.“

„Das was gemerkt haben,“ bemerkte ich, „sonst würde Crocard etwas gemerkt haben.“

Godfrey sah mich lächelnd an. „Nein lieber Lester,“ sagte er, „er wußte, daß er der Betrugene war in dem Augenblicke, wo er das erste Häufchen aufmachte. Glaubt du denn, er ließe sich hinter das Licht führen? Nicht durch die beste List, ganz auf Erden.“

„Jetzt erinnerst ich mich wieder der flüchtigen Räte, die Crocards Wangen überzogen hatte, als er das erste Häufchen geöffnet hatte.“

„Ich erwartete auch gar nicht,“ erklärte Godfrey, „ihn zu täuschen. Ich wollte ihm nur eine kleine Ueberraschung bereiten. Herrgott, doch ich nicht dabei sein konnte!“

„Aber wenn er wußte, daß es Fälschungen waren,“ entgegnete ich, „warum hat er sich dann die Mühe genommen, sie zu stellen?“

„Das hat mich heute nacht verblüfft,“ gestand Godfrey, „und das verleihe ich auch jetzt noch nicht.“

„Bleibst du bei der trost allem und allem doch die echten Steine ernstlich vermischen,“ sagte er, „der ganzen Szene mit ungläubiger Miene verfolgt war. Die Geschichte kommt mit wenig wahrscheinlich vor. Niemand ist sich dies doch die Imitationen.“

Die drei Erdenwanderer.

Von
Hans Kägen.

(Nachdruck verboten.)

Jeder Himmlische hat alle zehn Jahre einmal das Recht, einen Tag auf der Erde zu verbringen, auf der er einstens wanderte. Der Zufall oder sonst ein mächtiger Gott wollte es, daß dem Herrn Geheimrat v. Goethe, dem Komponisten Franz Schubert und dem Maler Spitzweg der gleiche Tag für eine Erdenwanderung zugebilligt wurde.

So flogen denn die drei benannten Herren eines klaren Himmeltages auf der großen Himmelsleiter langsam und geduldig zur Erde hinab. Am vorichtigsten ging der kleine Müllner, denn er ist, wie man weiß, sehr kurzstichtig. Stolz, die Rechte zwischen die Knäpfe des blauen Ueberrockes geleitet, schritt Goethe, Spitzweg endlich hatte nur den einen Wunsch, daß die Himmelsleiter in seinen geliebten Wäldern den Boden berühren möchte.

Beide Wälder zogen an den drei Wanderern greisnack vorüber. Ein paar rotig angehauchte Frühlingsregen machten erst erlebte Gesichter, als sie zu so zeitiger Stunde gleich drei Himmelsleiter auf einmal die Leiter herabließen sahen, und ein besonders ledes Wäldchen verließ, den großen Schubert, der zuletzt Schritt vor Schritt die Stufen herabkam, am Gipfel seines ersten Grades zu paden.

Die Leiter endigte mitten in einem großen Wald. Schön glaubten die drei, was ihnen gar nicht so abel zulagte, in irgend einem Waldgasthaus den Tag verbringen zu müssen, da entdeckte der Herr Geheimrat einen Wegweiser, auf dem zu lesen stand, daß die Stadt in einer halben Stunde zu erreichen ist. Welche Stadt gemeint war, stand nicht zu lesen.

Da es nun im Himmel keine Städte gibt, wurde in den dreien der lebhafteste Wunsch wach, die Stadt aufzusuchen. So ließen sie Waldhens Wäldchen sein und schritten frisch und froher Dinge der Richtung nach, die der Wegweiser angezeigte.

Nach einiger Zeit tauchten — der Wald lag hinter ihnen — eine gewaltige Masse von Häusern, übertrag von mächtigen Schornsteinen, aus der Landstraße auf. Man lag in der Luft, so die uns immer, daß der Schubert langsam zu hüten begann.

Wald nahm eine von tausenden Menschen begangene Straße die Erdenwanderer auf. Jedem von ihnen ward in dem dringenden, ruhenden Treiben, das in trafenem Gegenlicht zur Einseitigkeit der Wälderstrasse lag, unruhig und besonnen ums Herz. Gerade wollte der Herr Geheimrat der Dorfstraße machen lieber wieder umzulehren, da entdeckte er auf einem Plakat, das an einem Hause hing, in großen Buchstaben die Aufschrift: „Frankfurt, 1. und 11. Teil.“

Es ward nicht wundernehmen, daß die Worte Goethes ein wenig interessierten. Er sagte also nichts von Umkehr, sondern trat näher hinzu, um lesen zu können, was in kleiner Schrift unter den scheinenden Lettern stand.

Von Goethes unternehmigen Meisterwerk usw. las ihm unge. Das mußte also wohl ein Theater sein, insofern es kein durch den Kopf. Aber wie seltsam! Zu seiner Zeit hatte man große Leinwände mit mächtigen Freitreppen, um daran Theater zu spielen. In dem Dagenhaus da, wollten die Menschen den 20. Jahrhundert sehen „Frankfurt“ spielen? Das mußte er sich unbedingt einmal ansehen. Die beiden andern hatten keine Lust, mit ins Theater zu gehen. So verabredete der Geheimrat denn mit ihnen ein Zusammenreffen an der Himmelsleiter zu einer bestimmten Stunde des Abends und ließ sie in Gottes Namen weiterziehen.

Zunächst wunderte sich Goethe sehr, daß er gar keine Bühne sah, sondern nur eine Leinwand. Da, dachte er, gewiß ist das ein weißer Vorhang, der vor Beginn des Spiels hochgezogen wird. Dann zu meiner Zeit hatte man zwar bunle, oft schon gemalte Vorhänge, aber vielleicht ist jetzt Weiß auf der Erde die herrlichste Farbe; das kann sich ja geändert haben. Möglich stellte es. Ein seltsames Surren, als sei ein Bienenhaufen in das Theater eingedrungen, erfüllte den Raum. Der Himmelsleiter sah sich eingedrungen um und wurde gelübbelt von einem Aufsteiger, der aus einer Öffnung in der hinteren Wand schob. Als er wieder nach vorn schickte, sah er auf der Leinwand ein Zimmer mit zwei Hitzern und er fannte — Frankfurt in der Steinzeit! Aber wann da vorn stand auf, ging immer, bewegte den Mund, aber man hörte nichts. Goethe strengte sein Ohr an. Der gelüb. Die Leute, die dichtgedrängt neben, vor und hinter ihn lagen, schienen von dem Gefäußer sehr beunruhigt. Benigstens hingen ihre Blicke in gespanntester Aufmerksamkeit an der Leinwand.

Endlich fragte der Geheimrat seinen Nebenmann: „Ber-zeigung, hören Sie auch nichts?“

Der Angeredete sah den Frager mit geweiteten Augen an, murmelte etwas, das wie „verrückt, bößfönnig“ klang und stierte wieder auf die Leinwand.

„Kein Zweifel,“ schob es Goethe durch den Kopf, „ich habe auf irgend eine Weise mein Gehör verloren.“ Und der Dichter verließ den Raum, um sogleich einen Spezialisten aufzusuchen.

Aber wie seltsam! Die Geräusche der Straße vernahm er so deutlich wie vorher. Seltsam! Seltsam!

Die beiden andern waren inzwischen weitergegangen. Spitzweg beschloß, sich die Ausstellung eines modernen Malers mit Namen Raggiert (mußte wohl ein Italiener sein) anzusehen. Was da zu sehen war, waren gemäß die Stücke Leinwand, auf denen der Künstler die Farben ausprobiert hatte. Aber wie merkwürdig, daß man das gerahmt hatte. Als Spitzweg den Geübener fragte, wo denn nur die eigentlichen Gemälde ausgehängt seien, sah dieser ihm mittelbig, wie ein Ermahner ein Kind zu betrachten pflegt, an und fragte, ob der Herr frant sei.

Ein Professor erschien, gefolgt von einem Schwarm Menschen, und begann die Bilder zu erklären. Spitzweg stand beiseite dabei und verstand von all dem, was der Kunstferner da sagte, kein Wort. Bei einem Gemälde, wo wenigstens ein Mann, eine Frau und ein Kind zu erkennen waren, wenn sie auch Körperpermen hatten, die zu Spitzwegs Zeiten nur arme Krüppel aufzuweisen hatten, ließ sich der Erklärer zu folgenden Worten herab: „Barum, meine Herrlichkeit hat

